

Was an geistlicher Lyrik damals vorhanden war, ist in ihnen vertreten. Da finden wir Übertragungen lateinischer Hymnen und Sequenzen, die den Einfluß des Mönches von Salzburg erkennen lassen, aber minder gewandt sind, ferner Lieder an Jesus im Geiste der Mystik und überschwengliche Marienlieder, oft reich an Künsteleien in Reim und Strophenbau, dann geistliche Tage- und Wächterlieder und endlich geistliche Parodien, in denen die verschiedenen Arten weltlicher Lyrik sich noch erkennen lassen. Die geistlichen Umdichtungen, meist in einfacherem Tone gehalten, sind Laufenbergs beste Lieder und einzige, wie das „Wollt Gott, ich wär daheim“ und „Es steht eine Lind im Himmelreich“ gehören zu den schönsten des geistlichen Liederschazes überhaupt.

Der liturgische Kirchengesang war seit Karl dem Großen der gregorianische Choral in lateinischer Sprache. Doch schon seit dem achten Jahrhundert hat das Volk durch die der Liturgie entlehnten Worte Kyrie-eleis (eleison) seinen religiösen Empfindungen Ausdruck verliehen. Dieser Ruf ertönte bei allen möglichen Veranlassungen, bei Begräbnissen, Wallfahrten und auf dem Schlachtfelde; der Bauer sang ihn hinter dem Pfluge, der Arbeiter in seiner Werkstätte. Im Anklange an den Choral wurde er in verschiedenen Melodien gesungen und um sie festzuhalten, hat man ihnen, wie den Jubilationen des Alleluja beim Graduale (vgl. S. 64), Texte untergelegt, entweder einzelne Worte oder Verse, die sich zu Strophen verbanden und mit dem Refrain Kyrie-eleis schlossen. Nach diesem Rufe hat man solche auf dem Boden der Kirche selbst erwachsene geistliche Volkslieder „Leise“ genannt. Von ihnen sind uns das Petrus- und das Ludwigslied schon bekannt: vom zwölften bis zum fünfzehnten Jahrhundert mehrte sich ihre Zahl bedeutend. Mit dem Leis „In Gottes Namen fahren wir“ trat man eine Wallfahrt, auch die Kreuzfahrt an und einen anderen sangen nach der Straßburger Chronik die Geißelbrüder, die nach der großen Pest im Jahre 1349 in Deutschland herunzogen, sich geißelten und mit Liedern zur Buße auforderten. Auch in der Kirche wurden von den Laien Leise gesungen, mit denen sie, zumal an den hohen Festtagen, die liturgische Handlung begleiteten. Da erklang in der fröhlichen Weihnachtszeit wohl schon im vierzehnten Jahrhundert das bekannte „In dulci iubilo, nun singet und seid froh,“ und das Tauler zugeschriebene „Uns kommt ein Schiff gefahren“, in der Passionszeit Johann Böschensteins „Da Jesus an dem Kreuze stand“, in der Osterzeit des Schlesiens Konrad von Queinfurt (gest. 1382) Du lenze guot, des jares tiurste quarte und bereits im dreizehnten Jahrhundert sang man die Leise „Christ ist erstanden“ und „Nu bitten wir den heiligen Geist“. Die Weihnachts-, Passions- und Österviele riefen als Einlagen mehrere auf die Feste sich beziehende Lieder im volkstümlichen Ton ins Leben. Aber auch ohne besondere Veranlassung war es seit dem zwölften Jahrhundert Gebräuch, daß nach der Predigt die Zuhörer aufgefordert wurden, einen ihnen bezeichneten Leis zu singen. Gesangbücher aus dem fünfzehnten Jahrhundert, so das mit Melodien versehene aus Hohenfurt, überliefern uns eine große Anzahl deutscher geistlicher Lieder, von denen viele während des Gottesdienstes als eigentliche Kirchenlieder mit Bewilligung der kirchlichen Obrigkeit von der ganzen Gemeinde gesungen wurden.

3. Legenden. Poetische Erzählungen.

Die fromme Richtung der Zeit begünstigte die weitere Pflege der Legende und zwar besonders im deutschen Orden, der, 1190 von Friedrich von Schwaben gegründet, auf dem Gebiete der Literatur sowohl selbst eine umfassende Tätigkeit entfaltete als auch dazu anregte. So verfaßte gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts ein zum Orden in naher Beziehung stehender Prediger unter dem Einfluß Rudolfs von Ems das *Passional*, das umfangreichste, über 100 000 Verse zählende Legendenwerk.

Es zerfällt in drei Bücher, von denen das erste die Geschichte Jesu und Marias, das zweite die der Apostel, Johannes des Täufers und die der Maria Magdalena und das dritte das Leben vieler Heiligen erzählt. Als Hauptquelle diente dem Dichter die *Legenda aurea*; daneben hat er auch lateinische und deutsche Bearbeitungen von Einzellegenden benutzt.

Vielleicht von demselben Verfasser stammt das Buch der Väter, ein ähnliches Sammelwerk, das in etwa 40 000 Versen das Leben der Altväter nach den *Vitae Patrum*, die dem heiligen Hieronymus zugeschrieben werden, in klarer und formgewandter Darstellung erzählt. Verwandten Inhalts, aber von einem anderen Verfasser und von geringem dichterischen Werte ist das nach

13 Das Ave Maria des münch

Maria pis gegrüzzet - dein zarter hochgelobter
 nam: vor allen dingen süzzet - du salge hymelpoort. Wer
 möcht dem lob durchgründen - seind got von hymel zu dir
 quam: vnd vns erlost von sünden - durch dich vil edler
 hoert. Du pist der wey von got zun vns - vnd von vns
 hyn zu got: durch all dy lieb deins trauten suns - hilf das
 wir hy auf erden - von ym yegrüzzet werden - des pis
Genaden hast du sünden - dy Eva vns verloren hat:
 gib wider frau zu sünden - wan vnser ist dein fund.
 Durch vns pist du gerechet - das got durch dich
 maria pot: tut vnd auch lat: das nyman dir geleichet - das

Das Ave Maria des Mönches von Salzburg.

Eine Seite aus der Monsee-Wiener Liederhandschrift (2856) der k. u. k. Hofbibliothek zu Wien.
 (Aus dem Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts.)

Erlärender Abdruck
zu dem Ave Maria des Mönches von Salzburg.

Das Ave Maria des muniches.

1. **Maria, pis**¹⁾ gegrüzzet,
dein zarter hochgelobter nam
vor allen dingen süzzet,
du sälge²⁾ hymelport.
Wer möcht dein lob durchgründen,
seind got von hymel zu dir quam
vnd vns erlost von sünden,
durch dich, vil edler hort.
 Du pist der weg von got zun³⁾ vns
vnd von vns hyn zu got:
durch all dy lieb deins trauten suns
hilf, daz wir hy auf erden
von ym gegrüzzet werden,
des pis, Maria, pot.⁴⁾

2. **Genaden** hast du funden,
dy Eua vns verloren hat:
gib wider, frau zu stunden,
wann⁵⁾ vnser ist dein fund:
Durch uns pist du gereichet,⁶⁾
daz got durch dich tut vnd auch lat,⁷⁾
daz nyman dir geleichet,
das (ist an dir wol kund).

1) Sei; 2) selige; 3) zu; 4) Vöte; 5) denn; 6) reich
gemacht; 7) läßt.

der *Legenda aurea* in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in schwäbisch-fränkischem Dialekt für eine Gräfin von Rosenberg geschriebene Buch der Märtyrer. Die lose Fügung der Elemente des *Passionals* und des *Väterbuchs* gestattete, daß einzelne in sich abgeschlossene Teile daraus, wie z. B. die Marienlegenden, auch selbständig verbreitet wurden. Eine solche Auflösung des Gefüges ist aber nicht möglich in der Legende von der heiligen Martina, die der schwäbische Deutschordensbruder und spätere Komtur Hugo von Langenstein nach einer lateinischen Vorlage 1293 erzählt und durch viele moralische und theologische Einschaltungen, insbesondere allegorischen Inhalts, auf nahezu 33000 Verse gebracht hat. Wie Hugos Darstellung unter dem Einfluß Konrads von Würzburg steht, so auch die des Schweizers Walther von Rheinau, der um die Wende des dreizehnten Jahrhunderts nicht ohne Geschick die *Vita beatae virginis et salvatoris metrica* ins Deutsche übertrug und mit feinem Geschmack behandelte. Nur in Bruchstücken überliefert ist uns eine Legende vom hl. Adalbert des Nikolaus von Jeroschin und verloren ist die von der hl. Barbara, die der Hochmeister Luther von Braunschweig verfaßte.

Noch ganz im Stile des höfischen Epos schrieb nach 1298 ein Alemanne die Geschichte Johannes des Täufers und der Maria Magdalena, um dadurch den Tristan und den Wigalois zu verdrängen, und dem letzteren entlehnt um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der Osterreichler Lutwin höfische Wendungen für seine Legende Adam und Eva. Wie diese, beruhte auf einer lateinischen Vorlage die Legende von der hl. Elisabeth von Thüringen, die ein hessischer Dichter nach der *Vita Dietrichs* von Apolda erzählte. Durch klare Disposition, höfischen Geschmack und lebensvolle Schilderung des kunstsüchtigen Lebens auf der Wartburg und des Sängerkrieges unterscheidet sich diese Bearbeitung von der des Johannes Rothe (gest. als Domherr zu Eisenach 1434), der die Legende nach derselben Quelle mit Benutzung seiner eigenen thüringischen Chronik in trockener Weise mitteilt. Ungefähr zu derselben Zeit dichtete Kunz Kistener die Legende von den beiden Jakobsbrüdern, in der sich eine weit verzweigte Erzählung von der Wiederbelebung eines Toten durch St. Jakob mit einem Motiv der Freundschaftsfrage von Amicus und Amelius verbindet. Wie hier, tritt neben dem erbaulichen Zwecke die Freude am Erzählen auch in der Legende vom Engel und Waldbruder hervor, in der ein nicht unbegabter alemannischer Dichter aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts einen uralten orientalischen und im Abendlande vielfach bearbeiteten Sagenstoff aufs neue poetisch gestaltete.

Einer großen Beliebtheit erfreuten sich die Marienlegenden und von ihnen insbesondere jene kleinen Erzählungen, die von einer wunderbaren Belohnung des Vertrauens zu Maria berichten und zahlreich in Handschriften des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts überliefert sind. Das ist in allen der leitende Grundgedanke: Maria läßt keinen ihr geleisteten Dienst, und mag er noch so klein sein, unbekannt. Dies sehen wir auch an Theophilus und Christophorus, von denen jener durch Mariens Fürbitte aus der Gewalt des Teufels befreit, dieser zu Christus hingeführt wird.

Auch das Leben Mariens wurde von Dichtern geschildert. Vielleicht noch im dreizehnten Jahrhundert verfaßte der Kartäuser Bruder Philipp nach der metrischen *Vita* ein Marienleben, das trotz einiger Weitschweifigkeit durch Klarheit und gleichmäßigen Fluß der Erzählung und eine das Ganze durchdringende Frömmigkeit anmutet und darum im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert viel verbreitet war. Sie ist in mittel-, nieder- und oberdeutscher Bearbeitung überliefert: die ursprüngliche war fränkisch. Noch einmal, vor 1382, fand dieselbe *Vita* eine deutsche Bearbeitung, und zwar durch einen Schweizer, namens Wernher. Nach der Bibel und dem Pseudo-Matthäus erzählte im vierzehnten Jahrhundert ein alemannischer Dichter das Leben Mariens und brachte damit die Legenden von zehn Märtyrerinnen in Verbindung. Das ganze Werk benannte er *der maget kröne*, weil Maria die Krone über alle Frauen, jene Heiligen aber die Marterkrone tragen.

Abweichend von den bisher genannten Legenden, in denen das weltliche Gebiet nur gelegentlich gestreift wird, liest sich die vom heiligen Brandan wie ein Reiseroman der abenteuerlichsten Art. Ihre Grundlage bildet die *Navigatio s. Brandani*, in der ein Ire des ersten Jahrhunderts eine uralte Schiffersage auf den Heiligen (gest. 576) übertrug. Schnell hatte sich diese lateinische Erzählung im ganzen Abendlande verbreitet und in allen Vulgärsprachen Bearbeitung gefunden. Schon gegen Ende des zwölften Jahrhunderts scheint sie am Niederrhein in deutsche Verse gebracht worden zu sein. Überliefert aber ist uns als die älteste deutsche Bearbeitung nur

ein mitteldeutsches Gedicht des vierzehnten Jahrhunderts. Dieses wurde ins Niederländische und Niederdeutsche übertragen und fand später, in Prosa aufgelöst, als Volksbuch noch im sechzehnten Jahrhundert Leser und Hörer. (Abb. S. 316.)

Viel langweiliger und im engen Anschluß an einen lateinischen Traktat erzählt zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts ein deutsches Reimgedicht von den Befreiungskriegen Karls des Großen und schreibt ihm die Gründung der Schottenklöster in Regensburg zu. Weit mehr verbreitet als diese Schottenlegende war das Gedicht von Sibyllen Weissagung, das um 1341 verfaßt und bis ins siebzehnte Jahrhundert gedruckt wurde. Als Sibylle erscheint hier die Königin von Saba, die bei ihrer Zusammenkunft mit Salomon die Geschichte von dem Kreuzesholz vor Christus erzählt und den Gang der Weltgeschichte bis zum Ende der Dinge prophezeit.

Neben dem geistlichen Sinn verlangte auch der weltliche, ja selbst der Leichtsinn sein Recht und die Dichter kamen ihm entgegen mit kleinen poetischen Erzählungen, Novellen und Schwänken, die, seit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts üppig gedeihend, bequeme



Do fur sant Brandon mit seinen brüdern für
 baß vñ kam in ain insel do was es vinsten vñ
 das sy weder hymel noch erden sehen mocht-
 ten vnd was der grund eytel gulden vnd kar-
 funckel. saphir. iochant. schmaragt. adamast. vñ ander
 edel gestain. vñ warent die alle dunckel von dem schein
 den das mo: darein geschlagen hett. vñnd do lagen sy
 fünffzeh tag mit grossen sorgen on feür vnd on liecht
 vñ do sy nit von dannen mochten komen do giengen sy
 auß dē schiffe vñ westen nit wo hin sy solten. do kamen
 sy an ainen bach mit roer do begunden sy hinein komen
 in den schönsten sale den ye kain mensch sahe des wend
 die waren gulden vñ warent die seäl vō karfunckelstein
 vñ was das dach pfledere vñ was alle zeyt liecht. dar-
 ynn schin das gold vñ der karfunckel als die sun vñ vor
 dem sal do entsprange ain puñ der het vier fluß. in dem
 ain flosß wein. in dē andern milch. in dē dritten öl. vñ in
 dem vierden hönig. vñ sy hetten grosse freud von dem

Eine Seite aus dem Volksbuche „Von Sant Brandon“.

Um 1499.

und doch immer neue Unter-
 haltung boten. Schon der
 Stricker hat in seinem Pfaffen

Amis eine Reihe solcher
 lustigen Geschichten erzählt;
 Jansen Enikel suchte seine
 Reimchronik den Zeitge-
 nossen durch Einflechtung halb-
 historischer Novellen genehm
 und anmutig zu machen und
 Konrad von Würzburg diente
 durch einige solcher Mären
 zum stilistischen Vorbild selbst
 noch um die Mitte des vier-
 zehnten Jahrhunderts. Von da
 ab schwindet die gefällige Er-
 zählungsweise und nach Ab-
 werfung des feineren Gewan-
 des tritt der zum Teil unsitt-
 liche Stoff in seiner Nacktheit
 zutage. Ohne Rückhalt und
 Scham bricht vollends in
 Schwänken aus dem Ende des
 fünfzehnten Jahrhunderts di-
 roheste Obszönität hervor; frech
 und dreist wird herausgesagt,
 was die Sitte zu verschweigen
 Grund hat. Der Inhalt
 dieser kleinen Erzählungen ist
 ernst oder heiter, aus dem
 internationalen Novellenschatz
 des Mittelalters, aus den
 leichtfertigen und üppigen
 Fableaux der Franzosen, aus
 der Novellistik der italia-
 nischen Renaissance oder aus
 dem wirklichen Leben geschöpft
 und bringt zuweilen nur in

Das p̄uch harzt christz hort.

finis format
hinc dicitur
gub. disti-
quibus a dis-
ten opitare
non nido
pro nido.

Got geschuf vnt achte ellw
durch von niht er hieze
mit worten wden p̄aidiv
himmel vnd erden. Got geschuf
an allen orten ellw durch mit
worten. Daz tve vns diu schft
chunt thre 7 feā sunt. Behant
als er das wort gesprach nach
sinem willen ez geschach. Die
wunnechlichen engel clar ge-
schuf got mit worten gar. Daz
liez er im gevallen vnd den en-
geln allen. Do geschuf er ein
so wunnechlich des schone was
niht geliche. Den namt er do
lucifer. Daz sprichet wische am

Schicht

die dicit als
pro dicit.

glorioso

des dicit.

Sprichet
namt er
ab hant
finsche.

Eine Seite aus Gundacher's von Judenburg „Christi Hort“.

Nach der Handschrift 15225, Bl. 53b der k. u. k. Hofbibliothek in Wien. (14. Jahrh.).

Übertragung und Übersetzung

umstehender Seite aus Gundachers von Judenburg „Christi Hort“.

Übertragung.

Daz*) pūch haizt christz hort.
Got geschuf vnt tichte
elliv dinch von niht.
er hieze mit worten werden
paidiv himel vnd erden.
Got geschuf an allen orten
elliv dinch mit worten.
Daz tv̄t vns div schrift chunt:
dixit et facta sunt.
Zehant als er daz wort sprach,
nach sinem willen ez geschach.
Die wnechlichen engel clar
geschuf got mit worten gar.
Daz liez er im gevallen.
vnder den engeln allen
Do geschuf er ein so wnechlich,
des schone was niht geliche.
Den nant er do lucifer
daz sprichet tivsche ain.

Übersetzung.

Gott erschuf und brachte hervor
alle Dinge aus Nichts.
Er hieß beide mit Worten ins Dasein treten,
den Himmel und die Erde.
Gott schuf überall
alle Dinge durch Worte.
Das kündet uns die Schrift:
„Dixit et facta sunt“.
Sobald er das Wort gesprochen,
geschah's nach seinem Willen.
Die herrlichen, lichten Engel
schuf Gott alle mit Worten.
Daran hatte er sein Wohlgefallen.
Unter allen Engeln
schuf er einen so herrlich,
daß seine Schönheit ohnegleichen war.
Diesen nannte er „Lucifer“,
das heißt zu deutsch „ein.“

*) Statt des handschriftl. geschwänzten z ist überall z gedruckt worden.

gefürzter Form, was ausgedehnt in Romanen (Epen) behandelt ward. Durch eine beigefügte Lehre wird manche Novelle den Bispeln und der damals besonders beliebten Form der didaktischen und satirischen Rede in Reimpaaren, durch die Behandlung des Stoffes in Gesprächsform den Fastnachtspielen ähnlich, denen sie reiche Nahrung zuführen. Manche Dichter, wie Hans Folz und Rosenplüt, haben beide Dichtarten gepflegt. Noch im sechzehnten Jahrhundert dienten diese kleinen Erzählungen, in Prosa aufgelöst, zur Kurzweil und im achtzehnten kehrten sie noch einmal über Frankreich wieder.

Zu den köstlichen Schwänken gehört auch der von der Wiener Meerfahrt, worin von dem Verfasser, der sich den Freudeleeren nennt, ein lustiges Stücklein, das schon bei Athenäus sich findet, an die allzeit lustige Stadt Wien geknüpft wird. Reich an Anspielungen und Hinweisungen auf höfische Romane und volksmäßige Heldenlieder ist der durch Gewandtheit und Lebendigkeit der Darstellung ausgezeichnete und von Humor sprudelnde Schwank vom üblen Weibe, der von einem in der Ehe nicht sonderlich glücklichen Verfasser stammt. An die Stelle des Minnedienstes war zur Zeit des verfallenden Rittertums, wie wir aus des Lichtensteiners Frauenbuch wissen, der Wein getreten. Seiner Macht und zugleich dem deutschen Trinken wird in dem Weinschweig von einem sehr begabten Dichter ein Denkmal gesetzt, das durch künstlerische Vollendung und packenden Humor zu den besten Erzeugnissen der Schwankliteratur gehört.

In der Literatur wie in der Sprache vermittelt der aus der Lechlandschaft stammende Heinrich Kaufringer zwischen österreichisch-bayerischem und alemannischem Wesen mit seinen um die Wende des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts entstandenen Gedichten. Der Hinterlassenschaft Zeichnerischer Gedanken und Betrachtungsweise verdankt er die didaktische Richtung seiner religiösen Sprüche, den Traditionen der höfischen Epigonendichter und vor allem dem Erbe der Spielmannsdichtung die Form seiner volksmäßigen Erzählungskunst, die in den Novellen ihren Höhepunkt erreicht. In der feineren Auffassung und Durchbildung des Lebens steht er hinter seinem städtischen Landsmann Hermann Freissant zurück, erhebt sich aber durch seine epische Kunst über die Gemeinheit Heinrichs von Landshut und über die Reimereien einer späteren Zeit, die nur vom rohesten Stoffinteresse beherrscht wird. Kaufringer behandelt in seinen Novellen das Thema vom Ehebruch, und zwar bald in pikant-mitwilliger Weise, bald in grotesk-roher Form, oft aber so, daß er den unsittlichen Inhalt einer moralischen Tendenz unterordnet. Die Motive dazu sind nicht von ihm erfunden, sondern bestimmten Quellen entnommen. Manche davon mögen ihm aus Italien zugeflossen sein, das lange schon vor dem Eindringen des Humanismus durch zahllose Häden mit dem südlichen Deutschland verbunden war. Tausende von deutschen Studenten besuchten die italienischen Universitäten; Regensburg, Augsburg, Nürnberg und Ulm sind die Träger der lebendigsten Handelsverbindungen mit oberitalienischen Städten, kein Wunder daher, daß die Erzeugnisse italienischer Novellistik frühzeitig nach Deutschland gebracht wurden.

Seit dem Niedergange des Rittertums und dem Emporstreben des Bürgertums und Bauernstandes entstand auch eine Fülle von Schwänken und satirischen Erzählungen, die, wie Meidharts Lieder und Wernhers Novelle, ihre Spitze gegen die Dörpser richteten und, Hadlaub fortsetzend, in derbster Weise deren Lebensgewohnheiten schilderten und unter lautem Gelächter verhöhnten. Da berichtet ein schwäbischer Dichter des vierzehnten Jahrhunderts in seinem Schwank von Mezen (Mechtilds) Hochzeit von dem übermäßigen Fressen und Saufen der Bauern beim Vermählungsschmaus und der Prügelei, die das ganze Dorf ins Treffen ruft und die Hochzeit beschließt. Diese Erzählung bot dem bürgerlichen Thurgauer Heinrich Wittenweiler den Rahmen zu seinem vor 1453 verfaßten Ring, mit dem er das komisch-satirische Heldenepos in Deutschland einführte. Er nennt es „Ring“, in dem ein Edelstein liege, und ein andermal heißt er es ein Buch, das Aufklärung gebe über alles, was „im Ring um uns“, im Weltlaufe, sich zutrage. Wieder also, ganz entsprechend dem Verlangen der Zeit, verfolgt der Dichter damit einen lehrhaften Zweck und unterweist im ersten Teile in höfischem Wesen, im Stechen und Turnieren; im zweiten zeigt er, wie der Mann in der Welt sich halten soll, und im dritten, wie man in Nöten und Kriegsgefahren am besten sich einrichte. Da aber der Mensch den Ernst nicht gern ohne Scherz hinnehme, sei das Ganze ins Komische gezogen, dabei aber nicht der treue Arbeiter, sondern nur der läppiſche Bauer die Zielscheibe des Spottes. So gibt der „Ring“ ähnlich wie der „Meier Helmbrecht“ und „Meidhart“ ein Bild von dem sich überhebenden Bauerntum. Mit dem „Ring“ endet das mittelalterliche Epos, unter den Händen des nüchternen Bürgers erstirbt

die ritterliche Kunst; die höfische Dichtung in allen ihren Zweigen, Minnelied, Tanzlied, Tagelied, die Allegorie, das höfische Epos, die Heldensage werden parodiert und die Riblungemot, ins Bäuerische umgekehrt, bildet den Schluß von Wittenweilers in derber Sprache und verwilderten Reimen geschriebenen epischen Dichtung. Und doch weht bei allem ungefügigen Scherz ein ernsthafter und genialer Zug durch die mit derber Faust aus dem Leben gegriffene Erzählung; eine ausgeprägt dichterische Individualität hat dieses Zeitgemälde voll dramatischer Bewegung, aber auch voll wüster Kokeit und unerhörtem Schmutz mit einer Unbefangtheit und zugleich mit einer Meisterchaft entworfen, daß uns graut. An die Genialität der Erfindung und Darstellung des grobianisch-komischen Heldenepos Wittenweilers reicht des Humanisten Kollenhagen Froschmäufeler, der ihm an Anlage und Mischung von Scherz und Ernst an die Seite gestellt werden kann, aber viel anständiger und gelehrter gehalten ist, nicht im entferntesten hinan.

Der junge, stolze Bauer Bertsch Triefners aus Lappenhäusen reitet mit elf bäuerischen Gefellen auf den Plan zu einem Turnier zu Ehren seiner Dame, der Mezi Rührdenzump, einer schmutzigen und übel gestalteten Bauernbirne. Reihhart soll der Lehrmeister der Recken sein. Da aber niemand mit ihnen einen Speer vertechen will, kämpfen sie untereinander, bis Reihhart, an dem sie im Verlaufe der Stederei ihren Mut fühlen wollen, sie alle mit blutigen Köpfen und zerschlagenen Gliedern heimsticht. An dieses komische Bauernstücken schließt sich das Minnewerben Bertschs um die Mezi, ganz nach Art des höfischen Minnedienstes, aber alles in das Derbkomische, zuweilen Obzöne überreicht. Es folgt der Abschluß der Ehe und hier bietet sich dem Dichter Gelegenheit, dem Bräutigam allerlei Weisheitslehren geistlichen und weltlichen Inhalts mit in die Ehe zu geben. Das Hochzeitsmahl gestaltet sich zu einer Fresserei und Sauferei größtenteils und unsäglichster Art. Beim Tanze verursacht die Eifersucht um einer Dorfschönen willen eine arge Prügelei, die zu einem Massenkampfe zwischen den Lappenhäusern und den Rißingern ausartet. Beide Parteien suchen sich Bundesgenossen, nicht bloß die Bewohner der benachbarten Dörfer beteiligen sich an dem Kriege, auch in die berühmtesten Städte werden Boten gesandt; die Helden der nationalen wie der höfischen Epen, Riesen, Zwerge, Hexen, ja selbst Goliath und David (als Laurin) treten auf den Plan und aus diesem Ringen, in dem man bis auf die Knie im Blute wadet, Mann, Weib und Kinder tot liegen, rettet sich Bertsch und zieht sich, jammernd über die Torheit, daß er die Weisheitsregeln nicht befolgt und dadurch all den Grauel verursacht habe, in die Einsamkeit zurück, um dort seinem Seelenheile zu leben.

Im ersten Teil des „Ring“ tritt Reihhart als der typische Verspotter der Bauern auf, zu dem der Minnesänger bald geworden ist. Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erscheint er als der Held eines Schwankbuches, dessen Verfasser ihn als Reihhart Fuchs an den Hof Ottos des Fröhlichen (gest. 1339) versetzt. Durch die spätere Dramatisierung der Reihhartschwänke wurde der Faden ihrer weiteren epischen Entwicklung abgebrochen. Dazu trug wohl die im sechzehnten Jahrhundert entstandene Schwanksammlung vom Till Eulenspiegel bei, der auch die vom Pfarrer von Kalenberg verdrängte. Um diesen Schelmenpaffen wurde ein Zyklus von Schwänken gruppiert, der in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts von dem Wiener Philipp Frankfurter neu bearbeitet und zum erstenmal in Nürnberg als das älteste oberdeutsche Kalenberger Buch gedruckt wurde. Das Schwankbuch, dessen Helden man, wie Reihhart, an den Hof Ottos des Fröhlichen versetzte, fand trotz seiner nicht einheitlichen Komposition, seiner rohen Form in Sprache und Metrik und seines oft grobziotigen Inhalts eine weite, über Holland, England und Frankreich sich erstreckende Verbreitung, diente dem Verfasser des Reihhart Fuchs und dem des Peter Len als Vorbild und wurde noch im siebzehnten Jahrhundert neu aufgelegt.

4. Die lehrhafte Dichtung.

Neben der Ausgelassenheit, die an der Schwankliteratur ihr Vergnügen fand, suchte auch eine ernste Richtung sich Geltung zu verschaffen, die jener Zügel anlegen wollte und eine überaus große Zahl von Schriften ins Leben rief, die auf geistlichem oder weltlichem Gebiete oder auf beiden zugleich Nützlichliches lehren sollten. Und es darf uns nicht wundern, daß zu einer Zeit, da das gesprochene Wort für nützlichlicher als das gesungene und die Epik nur für Lüge galt, die Lehre bald alles andere überwucherte. Was an poetischen Talenten vorhanden war, warf sich daher im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert am liebsten auf die Didaktik, pflegte ihre überlieferten Formen und Dichtungen, bildete sie weiter aus und schuf neue. Bezeichnend für die Zeit ist die